

Siebzehn

Was für ein Geburtstagsmorgen! Durch das schmale, schräge, weit offene Fenster der Dachkammer scheint die helle Sonne, in ihrem goldgelben Strahl wimmeln Staubteilchen, als wollten sie Rieke zu Ehren einen Tanz auf-führen, im Hof tschilpen die Spatzen und Meisen, als hätten sie sich extra dort versammelt, um ihr ein Ständchen zu bringen.

Es rieselt ihr mal wieder den Rücken herunter. Wie sie es liebt, dieses tiefe, unbestimmbare Gefühl von Daseinsfreude, das sie manchmal empfindet, obwohl sie sich nicht erklären kann, woher es kommt! Es kann sie immer und überall überfallen, beim Einkaufen, während der großen Wäsche, beim Zeichnen, während der gemeinsamen Arbeit mit der Mutter oder an einem Morgen wie diesem – ihrem Geburtstagsmorgen!

Ein leichter Wind weht durchs Fenster, streicht sachte über ihr Bettzeug; fast so, als wollte er sie streicheln: Herzlichen Glückwunsch, Rieke Jacobi, und alles Gute für die Zukunft!

»Danke!« Sie sagt es laut, muss über sich lachen und zieht sich noch mal das Federbett bis ans Kinn.

Siebzehn Jahre! Nein, mit siebzehn ist sie kein Kind mehr, mit siebzehn ist sie ... ja, was? Erwachsen? Nein, das noch lange nicht. Ein großes Mädchen, ein Fräulein vielleicht.

»Fräulein Friederike Jacobi!« Sie sagt die Worte wieder laut und lauscht ihrer Stimme nach. Dann noch einmal, zirpend: »Gnädiges Fräulein sehen heute aber ganz entzückend aus. Wirklich, ganz und gar entzückend!«

Wieder muss sie lachen. Nein! So etwas wird keiner je zu ihr sagen, nicht einmal der Moritz Becker oder der dicke Otto aus der Schlächtereier, die ihr doch sonst immer schöne Augen machen. Und würde es doch einer tun, würde sie ihn auslachen. Weil sie nun mal ganz und gar kein gnädiges und erst recht kein entzückendes Fräulein ist und auch keines sein will. Sie ist nur Rieke Jacobi, nicht hübsch, nicht hässlich, mit viel zu langen Beinen, zu großen Füßen und einer nicht gerade zierlichen Nase. Das einzig »Schöne« an ihr – und darauf ist sie nicht wenig stolz – ist ihr langes, schweres aschblondes Haar, das kaum ein Kamm bändigen kann und deshalb hinter den Ohren in Schlaufen »gefangen« gehalten werden muss. Solches Haar, das hätten die meisten Mädchen auch gern.

Ein Geräusch an der Tür. Die Klinke wird bewegt, zuerst nur vorsichtig, dann mutiger. Als die Tür dann endlich einen Spalt weit offen steht, linst Köbbe zu ihr herein, der kleine Bruder, dem natürlich gleich beim ersten Aufwachen eingefallen ist, dass sie heute Geburtstag hat.

»Rieke!«, flüstert er. »Biste schon wach?«

»Nee! Schlafe noch ganz fest.«

Doch das hätte sie nicht sagen dürfen, gleich kommt er herangestürmt und im Nu ist er zu ihr unters Bettzeug gekrochen. »Allerschönsten Glückwunsch zum Geburtstag, Rieke! Was schenkste mir denn heute?«

Köbbe, wie er leibt und lebt! Immerzu muss er Witze reißen. Dazu sein Grinsen, frech und froh – sie muss aufpassen, ihn nicht abzuknuddeln, das mag er seit neuestem gar nicht mehr.

»Danke, du dreifacher Jacob! Was ich dir schenke? Einen Katzenkopf, weil du mich viel zu früh geweckt hast.«

»Ist nicht zu früh. Du bist schon lange wach. Hab gehört,

wie du mit dir selbst gesprochen hast. Und sag nicht immer dreifacher Jacob zu mir, das ärgert mich.«

»Wieso denn? Sei doch stolz auf deinen Namen. Gibt bestimmt nicht viele Leute auf der Welt, die Jacob Jacobi heißen und in der Neuen Jacobstraße wohnen.«

»Darüber lachen sie schon in der Schule genug, das musst du nicht auch noch tun.«

Da ist sie wieder, die trotzig vorgeschobene, ein wenig zu kurze Oberlippe, die dem Bruder ein lustiges, aber auch selbstbewusstes Aussehen verleiht. »Entschuldigen Sie, Monsieur! Hast 'ne ganz dumme große Schwester.« Sie zieht ihn an sich, er kuschelt sich in ihren Arm und seufzt zufrieden. Bei der Mutter und ihr darf er noch der kleine Junge sein. Ist er mit dem Vater oder August zusammen, dem großen Bruder, gibt er sich immer schon sehr verständig.

Zärtlich streicht sie ihm das widerspenstige, so helle, blonde Haar aus der Stirn, das vom Schlaf noch ganz feucht und zerzaust ist. Wie konnten die Eltern nur auf den Gedanken kommen, den kleinen Bruder auf den Namen Jacob taufen zu lassen! Bei August dachten sie an Tante Auguste – Mutters Schwester, die so jung sterben musste –, sie, Rieke, wurde nach dem Vater Friederike und nach der Mutter Henriette genannt. Aber Jacob? Der Name sei ihnen, sagen die Eltern, ganz spontan eingefallen. Vielleicht fanden sie das damals aber auch lustig: Jacob Jacobi! Sie konnten ja nicht wissen, dass sie nur wenig später auch noch in die Neue Jacobstraße ziehen würden.

»Schön, dass heute Sonntag ist!« Köbbe muss endlich wieder den Mund aufmachen. »Da haben wir den ganzen Tag Zeit für dich.«

Ja, am Sonntag, da ist der Vater zu Hause, muss August nicht ins Gymnasium und Köbbe nicht in die Gemeindeg-

le, und da wird auch Onkel Fritz kommen, um sie zu feiern. Es ist schön, an einem Sonntag Geburtstag zu haben.

»Haste auch 'ne Freundin eingeladen?«

»Nee.«

»Schade!«

Kein Wunder, dass Köbbe das bedauert. Früher, als sie noch zur Schule ging, kamen an ihren Geburtstagen oft Mädchen zu ihr. Und die fanden es dann lustig, ihn zu necken. Und Köbbe ließ sich das gern gefallen, spielte jedes Mal den kleinen Hahn im Korb der großen Mädchen. Richtige Freundinnen jedoch waren diese Mädchen nicht. Das weiß sie, seit die Schulzeit vorüber ist. Sie treffen sich ja gar nicht mehr. Jede geht ihre eigenen Wege. Und laufen sie sich doch mal über den Weg, reicht es stets nur für drei Worte. Und das ist zumeist eine einzige Prahlerei: Wie gut es ihnen geht, seit sie nicht mehr zur Schule müssen! Die neue Bluse, der neue Rock, die neuen Schuhe!

Nein! Allein mit Lotti und Gretchen war sie wirklich befreundet. Lotti aber ist im vorigen Jahr mit ihren Eltern nach Eberswalde gezogen. Ihre Mutter hat dort eine Gastwirtschaft geerbt, und die immer schon so tüchtige, kleine, kräftige Lotti bedient nun dort, wie sie Rieke anfangs, als sie sich noch Briefe schrieben, ohne große Begeisterung wissen ließ. Doch jetzt hat sie schon ewig nicht mehr geschrieben; die viele Arbeit, so stand es in ihrem letzten Brief, lasse sie kaum noch an was anderes denken.

Und Gretchen? Die musste gleich nach der Schule in Stellung gehen. Ihre Mutter war früh gestorben und ihre Stiefmutter wollte sie loswerden. Eine Bankiersfamilie, die in der Mohrenstraße ein ganzes Haus bewohnt, ist nun ihre »erste« Herrschaft. Die »zweite«, so sagt sie, sei die dicke Köchin der Familie, eine »Landpomeranze« von weit hinter den sieben

Bergen, die ihr ewig vorwerfe, faul, putzsüchtig, aufsässig und widerspenstig zu sein – eben wie alle Stadtmädchen. Mädchen vom Lande wären fleißiger, gehorsamer, ehrlicher und überhaupt angenehmer. Auch vermutet die Köchin, dass Gretchen sich in ihrer Freizeit mit Kerlen einlässt, um sich – wie so viele andere »liederliche Stadtmädchen« – noch ein bisschen was nebenbei zu verdienen. Ein Verdacht, der eine Gemeinheit ist, weil Gretchen sich doch jedes Mal nur mit ihrem Karl trifft, dem jungen Tischler aus der Kommandantenstraße. Und das vor allem deshalb so oft, weil sie nicht ewig das Aschenputtel irgendwelcher Erst-, Zweit- und Drittherrschaften sein will. Noch ein Jahr habe ihr Karl Zeit, sagt sie. Mache er sie bis dahin nicht zur Frau Krüger, wolle sie nach einem anderen »Karl« Ausschau halten ...

Köbbe hat die Schwester nicht aus den Augen gelassen. Zum Trost presst er sich noch fester an sie. »Hast ja mich! Da brauchste keine Freundin.«

»Was für 'n Glück!« Sie muss lachen.

»Ist das etwa kein Glück?« Nun ist er beleidigt.

Sie pustet ihm ins Ohr. »Doch, du oller Jacob! Es ist ein großes Glück, dass ich dich habe. Ich darf dir das nur nicht so oft sagen, sonst bildeste dir noch was drauf ein – und so 'ne eingebildete kleine Furzkruke möcht ich nicht zum Bruder haben.«

Da muss er kichern, und eng zusammengekuschelt liegen sie im Bett, bis vom Hof harte Schläge zu ihnen heraufdringen.

Das ist Vater Elias, der alte Gipsgießer. Sicher hackt er mal wieder Holz – für den Winter –, und das, obwohl doch erst Anfang Juli ist. Seine Gipsfiguren lässt er links liegen, weil am Sonntag nicht gearbeitet werden darf; Holzhacken ist für ihn nur Beschäftigung, keine Arbeit.

»Der olle Zausel«, murrte Köbbe. »Nie lässt er uns ausschlafen.«

Ein Zeichen für Rieke, dass es besser ist, die Gemütlichkeit zu beenden. Sie wirft die Bettdecke von sich und blickt den Bruder streng an. »Vater Elias ist zwar alt, aber deshalb noch lange kein Zausel. Im Gegenteil – er ist ein Künstler!«

Köbbe zieht die Nase hoch. »Friedhofskünstler!« Er sagt das nur, um sie zu ärgern, erzielt damit aber die gewünschte Wirkung.

»Nein!« Mit einem Satz ist Rieke aus dem Bett, und dann steht sie in ihrem langen, weißen Rüschnachthemd wie einer von Vater Elias' Friedhofsengeln vor dem Bett, in dem Köbbe nun den Platz genießt, den sie ihm freigeräumt hat. »Er ist ein wirklicher Künstler.« Und lang und breit und mit dem Wissen, dass Köbbe mit seinen gerade mal zehn Jahren sie ohnehin nicht verstehen wird, erklärt sie dem kleinen Bruder, dass man den Gipsfiguren von Vater Elias nur in die Gesichter schauen muss, um den Künstler zu erkennen. »Die anderen Gipsgießer, die arbeiten nach Schablone, da sieht ein Engel aus wie der andere. Bei Vater Elias hat jeder sein eigenes Gesicht. Schauste einen lange genug an, kannst du mit ihm reden.«

Das findet Köbbe lustig. Mit Friedhofsengeln reden! Er zieht sich die Decke über den Kopf und prustet los. »Das sagste ja nur, weil du selbst 'ne Künstlerin sein willst.«

»Strohkopf! Ich – 'ne Künstlerin! Das geht ja gar nicht.«

Dabei hört sie nicht ungern, was Köbbe ihr da vorgeworfen hat. Es behaupten ja alle, dass ihre Zeichnungen Talent verraten; ein Talent, das sie ganz sicher von der Mutter geerbt hat. Und sie möchte ja auch gar nichts anderes tun als immer nur zeichnen. Es gibt so viel zu sehen in der Stadt, so viele interessante Gesichter und Berufe, Häuserecken und Höfe. Hat

sie sie erst mal auf dem Papier, sind sie für alle Zeit festgehalten; dann ist nichts »verweht und verraucht«, wie Tante Weseemann gern über »den gestrigen Tag« redet.

»Und warum nicht?«, will Köbbe wissen. Doch fragt er das nur, um Rieke weiterreden zu lassen und noch lange in ihrem Bett bleiben zu dürfen.

Sie weiß das, spielt aber mit. »Na, warum wohl nicht? Weil ich 'n Mädchen bin!«

»Aber Mädchen können doch auch zeichnen. Vielleicht sogar viel besser als Jungen – oder Männer.«

Da schweigt Rieke. Natürlich können auch Mädchen zeichnen. Doch was nützt ihr das? Der alte Herr Lüders, ihr Zeichenlehrer in der Schule, der sie so oft lobte, sagte immer: »Ja, Friederike, das ist dir gut gelungen. Wenn du weiterhin brav übst, wirst du später recht schön dein Heim schmücken können.«

Das war seine feste Überzeugung: Die Kunst der Frauen sei allein fürs Heim geschaffen. Nur zum Vergnügen dürften Frauen zeichnen oder malen, als Steckenpferd, nicht als Beruf. Versuchten sie es dennoch, seien sie »kranke« und »äußerst unweibliche Malweiber«, die sich in einem Metier erproben wollten, für das Frauen nun mal nicht geschaffen seien.

Aber so redete ja nicht nur der Herr Lüders, so reden fast alle. Und deshalb wird sie nie eine wirkliche Künstlerin werden, wird sie wie alle Frauen eines Tages heiraten und Kinder bekommen und einen Haushalt zu besorgen haben. Und wenn sie dann zeichnet, allein fürs »Heim«.

»Los! Raus aus dem Bett.« Jetzt ist ihr die gute Laune endgültig vergangen. Sie zieht Köbbe die Bettdecke fort, die er mit aller Gewalt festhalten will, bis er – das Bettzeug noch immer in der Hand – zornig schnaufend vor ihr steht. Ebenfalls im langen Nachthemd.

»Du grobe Trine!«, schimpft er sie aus. »Hast Geburtstag und bist nicht nett zu mir.«

»Sei nett zu dir selbst, dann haste genug zu tun.« Gewaltsam schiebt sie ihn zur Tür hinaus. »Und vergiss beim Waschen nicht wieder den Hals – sonst schmeckt mir mein Geburtstagskuchen nicht.«

Ein guter Engel

Er steht schon auf dem blank gehobelten, nackten Küchentisch, der Napfkuchen, den es zu jedem Geburtstag gibt. Davor eine heftig flackernde Kerze, drum herum die Geschenke: Bleistifte in allen Härtegraden, viele Bögen Zeichenpapier, eine neue, von der Mutter selbst geschneiderte cremefarbene Bluse mit weiten, glockenförmigen Ärmeln, die gut zu ihrem blauen Kleiderrock passt, ein vom Vater geschreinertes Zeichenbrett, das so leicht ist, dass sie es überallhin mitnehmen kann. Links von dem großen Tisch, der ja auch Arbeitstisch ist, haben sich der sonntäglich herausgeputzte Kösbe und der wie immer ein wenig schief stehende, lustig zwinkernde Onkel Fritz aufgebaut. Gleich hinter Kösbe ragt August in die Höhe, der wirklich *große* Bruder, der schon seinen Ausgehanzug trägt und wie immer bei solchen Anlässen ein spöttisches Gesicht macht. Neben dem Herd stehen die Eltern. Und da kommt der Vater auch schon auf Rieke zu, packt sie mit seinen riesigen Zimmererpranken, von denen die linke nur noch vier Finger hat, und hebt sie hoch, wie er es an ihren Kindergeburtsstagen oft getan hat. »Siehste!«, ruft er fröhlich aus. »Das klappt immer noch, egal ob sieben oder siebzehn.«

Er lacht und küsst sie und streichelt ihr Gesicht und wünscht ihr alles Gute, und schon hat Rieke ihn wieder in der Nase, den Geruch seiner großen, rauen Hände. Nach Holz riechen sie, so wie sein stark wuchernder, noch immer blonder Bart um Mund und Kinn nach Pfeifentabak. Sie mag diesen Geruch, und das besonders, wenn der Vater gerade erst von der Arbeit gekommen ist. Dann riecht er noch stärker nach Holz, und da hätte sie sich schon als kleines Mädchen am liebsten ganz und gar in seine Hände verkrochen.

»Jetzt bin ich dran.« Auch die Mutter, viel kleiner als der Vater, die an diesem Tag extra ihr schönsten Kleid, das olivbraune mit den Falbeln, angezogen hat, umarmt Rieke, drückt und küsst sie und wünscht ihr alles, alles Gute. »Nur heb ich dich nicht hoch, Riekchen. Ich sorg lieber dafür, dass du immer schön mit beiden Beinen fest auf der Erde stehst. Das, glaub mir, ist auch was wert.«

Rieke spürt, wie ihr die Tränen kommen. Das geht ihr oft so, wenn irgendwas Bewegendes passiert. Die Mutter muss lachen. »Was denn? So dicke am Wasser jebaut? Das muss aber nicht sein. Es gibt Schlimmeres im Leben, als siebzehn zu werden.«

»Ja«, ruft August vom Fenster her. »Achtzehn!« Er hat sich inzwischen mitsamt seiner von der Mutter so akkurat gebügelt Hose auf den Kohlenkasten gesetzt und dreht Däumchen, um mal wieder allen zu zeigen, dass ihm diese Prozedur viel zu lange dauert.

Achtzehn – so alt ist er jetzt, der August. Im Dezember wird er neunzehn. Deshalb spielt er gern den über sein Alter entsetzten Greis.

In Wahrheit aber, das wissen alle, freut er sich über jedes Jahr, das er älter wird, und dass er nun bald das Gymnasium

abschließen wird, damit er endlich zu denen gehört, »die im Leben was zu sagen haben«.

»Und nu icke!« Onkel Fritz kann sich nicht länger zurückhalten. Eilig kommt er auf Rieke zugehinkt, nimmt sie in die Arme, küsst sie links, küsst sie rechts, zwinkert dabei und beglückwünscht sie mal wieder auf seine ganz eigene Weise: »Ick gloob ja nich an Jott, Rieke, aber würd ick an den Herrn da oben glooben, würd ick ihn bitten, dir zu segnen. So muss ick dit selber tun. Also Riekchen, allet, allet Jute und dass de mir treu bleibst.«

Sagt es, greift in seinen dunkelblauen, langschössigen Sonntagsrock, zieht ein blaurot gemustertes Schultertuch daraus hervor und legt es ihr gleich um. »Hier! Dit is für dich. Wird ja irjendwann doch wieder Herbst, denn kannstes je brauchen.«

Sie wird verlegen. Mit einem solch hübschen Geschenk hatte sie nicht gerechnet.

Auch die Mutter schüttelt vorwurfsvoll den Kopf. »Fritz! Musste das denn sein? Verwöhnst mir die Rieke ja noch ganz.«

»Lass mir doch det Verjnügen, Jette.« Zufrieden, dass ihm die Überraschung so gut geglückt ist, fährt Onkel Fritz sich durch sein schütteres, zur frühen Halbglatze neigendes Haar, das so ganz und gar nicht zu seinem jungen, fast immer gut gelaunten Gesicht mit den ewig wie zum Pfeifen gespitzten Lippen passen will. »Hab ja nur eene Cousine. Da muss ick mir doch 'n bissken spendabel jeben.«

Ja, Onkel Fritz ist nicht ihr »Onkel«, er ist ihr Cousin, doch sind August und sie mit ihm aufgewachsen wie mit einem etwa zehn Jahre älteren Bruder. Der kleine Fritz, Sohn der früh verstorbenen Tante Auguste, wurde von den Eltern adoptiert. Erst als er zu den Soldaten musste, damals im Deutsch-Däni-